

Kristin Wardetzky & Dirk Nowakowski (Hrsg.)

# **Kinder schaffen das**

agenda

Kristin Wardetzky & Dirk Nowakowski (Hrsg.)

# Kinder schaffen das

Märchen von mutigen und klugen Mädchen und Jungen aus aller Welt



agenda Verlag  
Münster  
2021

Die Veröffentlichung dieses Buches wurde gefördert durch:

Märchen-Stiftung Walter Kahn



MÄRCHEN-STIFTUNG  
WALTER KAHN

Erzählkunst e.V.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 agenda Verlag GmbH & Co. KG

Drubbel 4, D-48143 Münster

Tel. +49-(0)251/79 96 10

[info@agenda.de](mailto:info@agenda.de) | [www.agenda.de](http://www.agenda.de)

Illustrationen und Umschlaggestaltung: Dirk Nowakowski

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-733-7

*Die Märchen sind wahr. In der Phantasie.  
(Mädchen, 9 Jahre)*

*Er (der Erzähler) spricht in langen Sätzen in einer wiegend schönen Melodie, ohne seine Hände zu bewegen, mit der Stimme allein schafft er es, dass man nicht anderswo hinschauen mag. Das alles sei wahr, sagt er, sogar das Erfundene sei wahr.  
(Daniel Kehlmann, in: Tyll)*

# Inhalt

Vorwort		9
1 Der Vogel des Glücks	Tibet	11
2 Das Mädchen und der Herr der Winde	Russland	15
3 Das Mädchen Tokoyo	Japan	18
4 Tepozton, der Göttersohn	Mexiko	21
5 Der Junge, der Katzen malte	Japan	25
6 Der Junge und die blinden Königinnen	Chile	27
7 Erbse und der Drache	Belarus	32
8 Klüger als der König	Dahomey	37
9 Die Geschwister und der weise Alte	China	41
10 Die Müllersöhne und der Drache Ashdacha	Dagestan	46
11 Momotaro, der Pflirsichjunge	Japan	49
12 Der Junge und der Riese Kuri kuri kululu	Saudi-Arabien	53
13 Wie das Mädchen die Sonne befreite	Korjaken	56
14 Der kleine Recke Nauscha	Kasachstan	57
15 Der Junge und das Ungeheuer Kholomodumo	Botswana	61
16 Der Bursche, der den Regengott besiegte	Mexiko	63
17 Das mächtige Kind	Vietnam	66
18 Der Junge vom Olivensee	China	69
19 Die Schäfertochter und der Lindwurm	Dänemark	75
20 Jelussek, das verzauberte Mädchen und die Hexe	Russland	79
21 Fitchers Vogel	Deutschland	83
22 Das Katherle und die zwölf Räuber	Kärnten	86
23 Das kluge Mädchen aus Adsham	Usbekistan	91

24 Der Junge und die Maismutter	Creek	96
25 Wie der arme Junge den Khan bezwang	Mongolei	99
26 Der kluge Knabe und der Büffelbulle	Vietnam	101
27 Das linke Auge des Königs	Bulgarien	103
28 Das listige Mädchen	Usbekistan	105
29 Der Khan mit den Eselsohren	Mongolei	108
30 Beim Teufel in der Lehre	Finnland	110
31 Der Knecht des Riesen	Lappland	114
32 Der kleine Frick und die Geige	Norwegen	117
33 Die Küken und der Wildkater	China	122
34 Wie die Mongolen zu ihren Märchen kamen	Mongolei	125
Vom Wasser des Lebens: Warum erzählen wir Märchen?	Helge Gerndt	127
Glossar		136
Quellen		138



## Vorwort

Den Anstoß zu der vorliegenden Sammlung gab der Auftritt der 16-jährigen Greta Thunberg, als sie während des UN-Klimagipfels am 23. September 2019 den Größen der Weltpolitik mit ihrem ‚How dare you!‘ die Stirn bot.

Gretas Haltung ruft die Erinnerung wach an eine sehr alte Geschichte: David, der jüngste von acht Söhnen des Isai, ein Kind, hatte die Schafe des Vaters vor Löwen und Bären gerettet. Nun tritt er, ohne Helm und Rüstung, nur mit einem Stab, einer Schleuder und fünf glatten Steinen bewaffnet, einem Riesen entgegen: Goliath aus dem Heer der Philister. Vor Goliath hatten die Männer aus Israel in panischem Schrecken die Flucht ergriffen. Der Riese sieht David und verhöhnt ihn: „Bin ich denn ein Hund, dass du mit Stecken zu mir kommst? Komm her zu mir, ich will dein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel geben und den Tieren auf dem Feld.“ Mit einem winzigen Stein, der die Stirn des Riesen durchbohrt, gelingt es David, das Ungeheuer zu töten. Die Philister fliehen, das Land ist gerettet.

Diese biblische Geschichte aus dem ersten Buch Samuel liest sich wie die Blaupause zu den Märchen der vorliegenden Sammlung. In ihnen setzen sich Kinder oder Heranwachsende erfolgreich gegen tyrannische Herrscher, Ungeheuer oder Wettergötter zur Wehr und wenden damit das Schicksal, während die Erwachsenen entweder verängstigt oder korrumpiert oder versteinert oder tot sind.

In einem Großteil der Volksmärchen aus aller Welt sind Kinder eingebunden in Familienkonstellationen, aus denen sie sich in konflikthafter Selbstbehauptungsaktionen lösen und am Ende – als junge Erwachsene - mit einer Partnerin, einem Partner zu neuer Gemeinsamkeit finden. Von diesem Grundmuster weichen die Märchen der vorliegenden Sammlung ab und kommen dem David-und Goliath-Paradigma nahe.

Ein Teil dieser Geschichten, die aus internationalen Sammlungen stammen, könnte man – mit aller Vorsicht – als „gesunkene Mythen“ (Franz Fühmann) bezeichnen. Die Hauptfiguren verfügen mitunter über herkulische Kräfte, und das Motiv ihres Handelns ist – wie bei David - der altruistische Einsatz für eine bedrohte Gemeinschaft. Andere wiederum kämpfen selbstlos für Ausgestoßene oder setzten sich für Menschen ein, die in scheinbar unauflösbare Nöte geratenen sind.

Diesen jungen Helden und Heldinnen geht es oftmals an den Kragen, und sie müssen ihr nacktes Leben retten. Das Zentralmotiv ihres Handelns ist nicht das Streben nach Thron, Reichtum, Anerkennung oder

Partnerschaft. Sie kämpfen für die Überwindung von Gewalt, Armut und Hunger. Sie stehen ein für die Gemeinschaft oder für die Rettung der Natur, die von Flut oder Dürre bedroht ist.

Im Unterschied zu einem Großteil der bekannten Märchen spielen in den hier versammelten Geschichten problematische Eltern-Kind-Beziehungen keine Rolle. In einigen Geschichten werden weise Elternfiguren vielmehr zu schicksalswendenden Ratgebern. Nur das Wissen der Mutter oder des alten Vaters hilft den Kindern, den richtigen Weg zu finden oder einem Desaster zu entkommen.

In einigen Geschichten werden die Mädchen oder Jungen unfreiwillig in ein lebensbedrohliches Dilemma verwickelt, aus dem sie sich durch Mut und Erfindungsgabe heraushelfen. Am Ende dieser Geschichten wird dann auch geheiratet oder auch der Thron bestiegen - und damit unverbrüchliches Glück besiegelt.

In anderen Geschichten wiederum nehmen die kindlichen Akteure den ‚Kampf‘ mit einem Menschenfresser oder selbstgefälligen Herrschern auf und bezwingen diese mit spielerischer Unbekümmertheit. Mit Klugheit und Witz stülpen sie die scheinbar naturgegebene Ordnung von Stark und Schwach, Oben und Unten um. Die Nähe dieser Kindfiguren zu den großen Schelmen der Weltliteratur ist unverkennbar.

Am Ende ist ihr Glück das Glück aller – oder umgekehrt: das Glück aller ist auch ihr Glück. Diese Figuren gehören - wie die meisten Protagonisten der hier vorliegenden Sammlung – zu den Armen und Entrechteten. In ihrem Sieg steckt die Verlebung des rebellischen Potentials des Volksmärchens aus aller Welt.

Beim Lesen dieser Geschichten vergisst man ihr Alter. Ihre Aktualität sprengt Ländergrenzen und zeigt, welch ein Potenzial an Hoffnung und weltverändernder Kraft in Kindern steckt.

Die Sammlung wendet sich an alle, die Märchen lieben und sich gern von ihnen inspirieren lassen – also an Erwachsene und Kinder gleichermaßen. In der Familie, der Schule, der Bibliothek, an der See, in den Bergen, auf der grünen Wiese ... - wo auch immer können diese Geschichten vorgelesen, gelesen oder frei erzählt werden und unserer Phantasie starke Flügel verleihen.

Kristin Wardetzky



## Der Vogel des Glücks

Vor langer, langer Zeit war Tibet ein ödes und armes Land. Es war kalt, es gab keine Bäume, keine Sträucher, keine Blumen, es flossen keine Flüsse, und nirgendwo war fruchtbarer Boden, sodass die Leute kaum etwas säen oder pflanzen konnten. Sie litten Hunger, sie froren und wussten nicht, was es bedeutet, glücklich zu sein. Trotz allem aber glaubten sie daran, dass es irgendwo auf der Welt auch Glück geben müsste.

Lange schon erzählten sich die alten Leute, dass das Glück ein schöner Vogel sei, der weit im Osten in den Schneebergen lebt. Wohin der Vogel auch fliege, das Glück sei in seinem Gefolge. Immer wieder zog einer von ihnen aus, um diesen Vogel zu suchen, aber keiner von ihnen kehrte jemals wieder zurück.

Man erzählte, der Vogel des Glücks werde von drei alten Ungeheuern bewacht. Jeden, der ihnen begegnete, hauchten sie an und töteten ihn mit ihrem Atem.

Eines Tages nun schickten die armen Leute eines Dorfes einen besonders klugen Jungen aus, den Vogel des Glücks zu suchen. Wangjia, so hieß der Junge, wurde bei seiner Abreise von den Mädchen des Dorfes mit Gerstenschnaps verabschiedet, und die Frauen streuten Gerstenkörner auf sein Haupt und wünschten ihm eine gute Reise.

Wangjia zog frohen Mutes durch das Land und wanderte viele Tage, bis er schließlich in der Ferne einen großen Schneeberg sah, der in der Sonne glitzerte, als ob Silber auf ihm läge. Da aber trat ihm auch schon ein altes Ungeheuer entgegen, schrecklich anzusehen, mit einem schwarzen Bart am Kinn. „Wer kommt denn da?“, krächzte das Ungeheuer wie eine riesige Krähe, „wer wagt es, hierher zu kommen? Was suchst du hier?“ Der Junge ließ sich nicht einschüchtern und gab mit freundlicher Stimme zur Antwort: „Mein Name ist Wangjia, ich bin gekommen, um den Vogel des Glücks zu suchen!“ „Ha, ha“, lachte das Ungeheuer, „wie kann es ein so kleiner Knirps wie du überhaupt wagen, bis hierher zu kommen?“ Das Ungeheuer schüttelte seinen zottigen Kopf und sagte weiter: „Wenn du den Vogel des Glücks finden willst, dann musst du zuerst die Mutter von Luosang töten. Wenn du das nicht tust, wirst du bestraft. Ich selbst aber will dich kleinen Kerl am Leben lassen. Wenn du wirklich gehen willst, dann musst du über Geröllhalden laufen, neunhundert Meilen weit. Hast du das geschafft, dann sind deine Kräfte am Ende.“

Da antwortete Wangjia: „Ich liebe meine eigene Mutter sehr, niemals werde ich die Mutter eines anderen töten. Tue, was du willst!“ Da geriet das Ungeheuer in Wut und blies seinen schwefeligen Atem dem Jungen ins Gesicht. Als das Monster dann noch mit einem Auge zwinkerte, verwandelte sich der glatte Weg in eine Geröllhalde mit Steinen, die so scharf und so spitz waren wie Messer und Nadeln.

Wangjia wanderte aber weiter. Nach hundert Meilen waren seine Schuhsohlen schon ganz durchgelaufen, nach weiteren hundert Meilen waren seine Füße blutig und zerschnitten, und nach dreihundert Meilen waren auch seine Hände völlig zerschunden.

Wangjia konnte kaum mehr weiter. Schon dachte er daran umzukehren, aber er gab sich einen Ruck und zog weiter. Er wusste, die Leute zu Hause setzten große Hoffnung in ihn und erwarteten, dass er den Vogel des Glücks nach Hause bringt. Wangjia legte sich auf die Erde und begann vorwärts zu kriechen. Bald waren auch seine Kleider zerrissen und seine Knie eine einzige Wunde.

Schließlich aber hörte die Geröllhalde auf, und da sah er auch schon das zweite Ungeheuer, das einen braunen Bart hatte und dessen Stimme sich wie der heulende Nordwind anhörte. „Wenn du den Vogel des Glücks finden willst, dann musst du zuerst den alten Silang vergiften. Tust du es nicht, so lasse ich dich verhungern!“

Wangjia schaute dem Ungeheuer seelenruhig ins Gesicht und sagte: „Ich liebe meinen eigenen Großvater sehr und werde nie den Großvater eines anderen töten. Du kannst schreien, soviel du willst, ich tue dies nicht!“ Daraufhin blies das Ungeheuer seinen feurigen Atem in Wangjias Gesicht, und sein Beutel mit den letzten Brotresten wurde vom Wind hinweg getragen. Vor seinen Augen verwandelten sich plötzlich die blauen Berge und die grünen Flüsse in eine kahle, endlose Wüste, in der auch kein einziger Bissen mehr zu finden war. Wangjia brach erneut auf, zu einem Marsch ins Ungewisse.

Nach den ersten hundert Meilen begann sein Magen vor Hunger zu knurren, nach zweihundert Meilen verschwamm ihm alles vor den Augen, und er sah Sterne tanzen. Nachdem er dreihundert Meilen zurückgelegt hatte, war er so hungrig, dass ein stechender Schmerz in seinen Magen fuhr, und er meinte, seine Eingeweide würden mit Messern zerschnitten.

Jeder, der einmal gehungert hat, kennt solche Schmerzen. Als Wangjia an einen Fluss kam, trank er eine große Menge kalten Wassers und zog weiter. Inzwischen aber schwanden seine letzten Kräfte. Er bestand nur noch aus Haut und Knochen.

Da trat ihm das dritte alte Ungeheuer in den Weg. „Welch ein waghalsiger Tor wagt sich hierher?“,

donnerte das Ungeheuer. „Mein Name ist Wangjia, ich suche den Vogel des Glücks!“ „Wenn du den sehen willst, dann musst du mir zuerst die Augäpfel der schönen Baima bringen. Kannst du dies nicht, so werde ich deine Augen aus ihren Höhlen reißen!“ Wangjia war entsetzt und sagte: „Niemals, niemals werde ich die Augen eines schönen Mädchens verwunden oder zerstören. Du bist wohl von Sinnen!“ Das alte Monster schäumte vor Wut. Mit aufgeblasenen Backen hauchte das Ungeheuer den Jungen an und blies ihm die Augäpfel aus ihren Höhlen, sodass er blind wurde.

Dies wird wohl die letzte Prüfung gewesen sein, dachte Wangjia und tastete sich weiter, ohne das Geringste sehen zu können. Er hatte sich aber die Richtung gemerkt, die Richtung des Sonnenaufgangs, und so stolperte er vorwärts. Halb mit seinen Händen tastend, halb auf dem Boden kriechend, schaffte er weitere neunhundert Meilen. Endlich kam er an den Fuß eines Berges, von dem angenehm kühle Lüfte wehten.

Und da hörte er die wunderbare, süße Stimme eines Vogels. Er war am Ziel, es war der Vogel des Glücks! „Mein liebes Kind, sei willkommen. Du hast den langen Weg zu mir geschafft!“ Überwältigt von Freude rief Wangjia aus: „Ja, ich habe es geschafft. Nur dich wollte ich sehen! Meine Lieben zu Hause möchten dich wenigstens einmal begrüßen, sie warten darauf Tag und Nacht. Ich bitte dich, komm mit mir!“ Der Vogel des Glücks liebkoste die Wangen des Jungen mit seinen Schwingen und begann zu singen. Da kamen die Augäpfel Wangjias geflogen und setzten sich wieder in seine Augenhöhlen, und er sah besser als er jemals zuvor gesehen hatte. Alle seine Wunden waren plötzlich geheilt, und er fühlte sich gesund, munter und stärker als je zuvor.

Der Vogel des Glücks brachte Wangjia Fleisch, Früchte und Kuchen, hieß ihn, auf seinen Rücken zu steigen und flog mit ihm durch die Lüfte zum Dorfe Wangjias. Bald landeten sie auf der Spitze eines Hügels am Eingang des Dorfes. „Was ist wohl dein sehnlichster Wunsch?“ fragte der Vogel des Glücks. „Was wir alle seit langem ersehnen“, sagte Wangjia, „das sind Wärme und Geborgenheit, Wälder und Felder, Flüsse und Seen, Gräser und Blumen!“

Da schaute der Zaubervogel vom Hügel aus ins Land und stieß mit lauter und kraftvoller Stimme drei Rufe aus. Beim ersten Ruf brach die Sonne golden und strahlend durch die Wolken hervor und schickte ihre wärmenden Strahlen ins Land. Beim zweiten bedeckten sich die Berge mit Wäldern. Man sah plötzlich Hirsche und andere wilde Tiere, und singend stiegen Lerchen in die sonnigen Lüfte. Beim dritten Ruf

überzog sich das Land mit saftigen Weiden, durchströmt von klaren Flüssen, und man sah weiße Kaninchen fröhlich im Grase miteinander spielen.

Seit dieser Zeit sind die Leute glücklich, und nie mehr brauchen sie so große Not zu leiden wie in früheren Zeiten.

(Märchen aus Tibet)



## Das Mädchen und der Herr der Winde

Es lebte einmal ein Mann mit seiner Tochter in den Weiten der sibirischen Tundra. Der Mann und die Tochter waren sehr arm. Ihr Filzzelt hatte mehr Löcher als Filz. Sie besaßen keine warmen Kleider, und im Winter, wenn es sehr kalt war, saßen sie am Feuer und wärmten sich. Nachts machten sie das Feuer aus und legten sich schlafen. Dann froren sie bis zum Morgen.

Einmal, mitten im Winter, brach in der Tundra ein furchtbarer Schneesturm los. Er blies einen Tag, zwei Tage, drei Tage, und es sah so aus, als wollte er das löchrige Filzzelt forttragen. Niemand konnte hinausgehen, und so saßen der alte Mann und seine Tochter hungrig im Zelt und horchten, wie der Sturm heulte.

Der Alte sprach: „Der Sturm wird nie aufhören. Kotura, der Herr der Winde, hat ihn geschickt. Sicher zürnt er uns. Geh zu ihm, meine liebe Tochter, sonst muss unser ganzes Volk dran glauben. Geh hin und bitte ihn recht innig, mit dem Toben aufzuhören.“ „Wie soll ich zu ihm gehen?“, sagte das Mädchen, „ich kenne den Weg nicht.“ „Ich gebe dir einen Schlitten. Schiebe ihn gegen den Wind. Der Sturm wird dir an den Kleidern die Bänder lösen. Achte nicht darauf und binde sie nicht wieder zu. Der Schnee wird dir in die Stiefel dringen. Schüttle ihn nicht heraus, gehe weiter. Auf deinem Weg wirst du an einen hohen Berg kommen. Steig hinauf. Dort darfst du stehenbleiben, den Schnee aus den Stiefeln schütteln und die Bänder an deinen Kleidern wieder zubinden. Auf dem Berg wird ein kleines Vöglein zu dir fliegen. Scheuche es nicht fort. Sei gut und lieb zu ihm. Setze dich dann auf den Schlitten und fahre hinab. So wirst du geradewegs zum Eingang von Konturas Filzzelt kommen. Tritt ein, doch rühre nichts an, sitz ruhig da. Und wenn Kotura kommt, tu alles, was er dir befiehlt.“

Die Tochter kleidete sich an, nahm den Schlitten und begann, ihn gegen den Wind zu schieben. Der Sturm tobte und brüllte und blies ihr Schnee in die Augen. Sie sah nichts und konnte sich kaum auf den Füßen halten.

Sie war noch nicht lange gegangen, da lösten sich die Bänder an ihren Kleidern, und sie fror sehr. Sie dachte an die Worte ihres Vaters und band die Bändchen nicht zu. Sie schüttelte den Schnee nicht aus den Stiefeln. Mühsam ist es, sich gegen den Wind zu stemmen, doch sie blieb nicht stehen. Als sie den Berg

sah, stieg sie auf ihn hinauf. Dort oben kam plötzlich ein kleiner Vogel und setzte sich auf ihre Schulter. Sie streichelte ihn zärtlich, und der Vogel flog weg. Das Mädchen setzte sich auf den Schlitten und rodelte bergab, geradewegs auf Koturas Filzzelt zu. Sie trat ein und wartete geduldig.

Auf einmal wurde der Vorhang am Eingang zur Seite geschoben, und herein trat der Riese Kotura. Er sah das Mädchen und fragte: „Was willst du hier?“ „Mich schickt mein Vater. Er bittet dich sehr, du sollst den Schneesturm aufhören lassen. Sonst sterben alle Menschen in unserer Siedlung.“ „Dann schüre das Feuer und koche das Fleisch. Ich bin hungrig!“

Das Mädchen kochte das Fleisch, nahm es aus dem Kessel und gab es Kotura zu essen. Er aß und trug ihr auf, die andere Hälfte in das Zelt nebenan zu tragen. Das Mädchen nahm die Schüssel mit dem Fleisch und ging hinaus. Der Sturm tobte, und der Schnee wirbelte immer wilder. Sie sah nichts. Wo sollte sie hingehen? Wie sollte sie in dem Schneetreiben das fremde Zelt finden? Sie lief los. Wohin sie ging, wusste sie selber nicht.

Auf einmal sah sie den kleinen Vogel, den sie auf dem Berg gestreichelt hatte. Er flog ganz dicht neben ihrem Gesicht und wies ihr den Weg. Da sah sie abseits im wirbelnden Schnee etwas funkeln. Sie freute sich, weil sie glaubte, endlich das gesuchte Zelt gefunden zu haben. Doch es war nicht das Zelt, es war nur ein Erdhügel, aus dem Rauch aufstieg. Das Mädchen ging um den Hügel herum, dann scharrte sie mit dem linken Fuß, und da öffnete sich eine Tür. Eine alte, weißhaarige Frau schaute heraus. Die fragte: „Wer bist du? Was willst du hier?“ „Großmütterchen, ich bringe Euch Fleisch von Kotura!“ „Von Kotura? Nun gut, gib her! Aber komm nicht herein! Warte draußen!“ Das Mädchen stand vor dem Erdhügel und wartete lange. Endlich zeigte sich die Alte und gab ihr die Schüssel wieder. Das Mädchen machte sich auf den Rückweg.

„Du bist ja lange fortgeblieben“, sagte Kotura. „Hast du das Zelt gefunden?“ „Ja.“ „Und hast du das Fleisch abgegeben?“ „Freilich!“ „Gib die Schüssel her, will sehen, was darin liegt.“ Kotura schaute in die Schüssel, darin aber lagen Messer, ein Schaber, lange Nähadeln und Werkzeug, um Felle weich zu walken. Da lachte Kotura: „Man hat dir viel nützliches Gerät gegeben. Das wird dir helfen, die Arbeiten zu verrichten, die ich dir auftragen werde.“

Am Morgen brachte Kotura rohe Rentierhäute und befahl dem Mädchen, ihm bis zum Abend aus den Häuten ein neues Gewand, Fäustlinge und Fellstiefel zu nähen. Und er ging fort.

Das Mädchen aber machte sich an die Arbeit. Ja, da kamen ihr wirklich die Werkzeuge der Alten zustat-



ten! Doch wie viel kann man an einem einzigen Tag schaffen? Das Mädchen dachte darüber nicht lange nach, sondern rührte lieber fleißig die Hände: Sie walkte und schabte die Felle, schnitt sie mit dem Messer zurecht und nähte emsig.

Plötzlich ging der Fellvorhang am Eingang auf und herein kam die alte, weißhaarige Frau, der sie das Fleisch gegeben hatte. „Hilf mir, liebes Mädchen, entferne mir das Stäubchen, das mir ins Auge geflogen ist. Ich komme selber nicht damit zurecht.“ Das Mädchen sagte nicht Nein. Sie legte die Arbeit zur Seite und half der Alten. „Gut“, sagte diese, „jetzt tut es nicht mehr weh. Schau in mein rechtes Ohr.“ Das Mädchen blickte in ihr rechtes Ohr und erschrak. „Was hast Du da gesehen?“ fragte die Alte. „Ein Mädchen sitzt in deinem Ohr.“ „Warum rufst du sie nicht? Tue es, sie wird dir das Gewand für Kotura nähen helfen.“

Erfreut rief die Tochter des alten Mannes das Mädchen. Doch sie kam nicht allein – gleich vier junge Mädchen sprangen aus dem Ohr und begannen eifrig zu walken, zu schaben, zu schneiden und zu nähen. Schnell war die Kleidung fertig. Da tat die Alte die Mädchen wieder in ihr Ohr und ging fort.

Abends kam Kotura von der Jagd und fragte: „Hast du alles gemacht?“ „Ja.“ „Gib her, wollen mal sehen, ob alles passt.“ Kotura nahm das Gewand und befühlte die Felle. Sie waren weich und schmiegsam. Er zog alles an – es war weder zu kurz noch zu lang, nicht zu eng und nicht zu weit, war fest genäht und hatte ein schmuckes Aussehen. Da lächelte Kotura und sprach: „Du bist ein tapferes Mädchen. Um dein Volk zu retten, schrecktest du vor dem furchtbaren Schneesturm nicht zurück.“

Und als er diese Worte gesprochen hatte, schwieg auf einmal der Sturm. Das Mädchen nahm seinen Schlitten und kehrte nach Hause zurück. Der Vater umarmte sie und weinte Freudentränen. Die Menschen kamen aus ihren Zelten, dankten dem Mädchen und feierten gemeinsam ein großes Fest. Dann nähten sie für das Mädchen und den Vater zwei dicke, warme Mäntel und errichteten für sie ein neues Filzzelt.

Wenn ihr heute in die Tundra kommt, könnt ihr es vielleicht finden!

(Märchen aus Russland)



## Das Mädchen Tokoyo

Weit draußen vor der Küste Japans liegen die Oki-Inseln, umbraust von Wellen und heimgesucht von zerstörenden Winden. Dorthin hatte der Kaiser einen seiner Krieger, einen tapferen Samurai, verbannt. Die Höflinge am Kaiserhof, die Minister und die vielen Samurai zitterten, als sie dieses Urteil vernahmen. Sie alle fürchteten den Kaiser, denn er war unberechenbar. Aus einer bloßen Laune heraus konnte er einen seiner Untergebenen verbannen oder gar das Schwert zücken und ihn köpfen.

Niemand wusste, warum er den Samurai verbannt hatte. Unter schwerer Bewachung wurde er auf eine der Inseln gebracht und dort ausgesetzt. Kein Dach schützte ihn vor dem Regen, keine Felshöhle vor dem Sturm. Die Früchte der Bäume waren seine karge Kost.

Der Samurai hatte eine Tochter, Tokoyo mit Namen. Sie war so schön wie eine Chrysantheme und stark wie das Schwert, das der Vater stets bei sich getragen hatte. Sie liebte ihren Vater über alles und als sie sah, wie die Krieger ihn packten und vor sich hertrieben, entschloss sie sich, ihrem Vater zu folgen. Sie machte sich auf und lief Tage, Wochen, Monate an der Küste entlang, bis sie in die Provinz Hoki im Norden des Landes gelangte. Dort konnte sie in der Gischt des Meeres die Insel erkennen, auf die ihr Vater verbannt war. Sie bat die Fischer und die Schiffer, sie zu dieser Insel zu bringen, aber alle schlossen die Augen und wandten sich von ihr ab. Sie wussten, dass auf dieser Insel ein grausamer Drache hauste.

Tokoyo wartete die Nacht ab und setzte sich in ein kleines Fischerboot. Sie löste die Stricke und ruderte im Mondlicht auf die Insel zu. Der Mond verschwand am Horizont, die Sonne ging auf, und sie ruderte und ruderte. Erst am folgenden Tag hatte sie die Insel erreicht. Erschöpft und müde zog sie das Boot ans Land. Sie sah sich um und erblickte einen Pfad, der hinauf zu den Klippen führte. Sie sank entkräftet zu Boden und schlief ein.

Am nächsten Morgen wurde sie von einem leisen Weinen geweckt. Niemand war zu sehen. Sie sprang auf und lief den steilen Pfad hinauf. Oben, auf einer der großen Klippen, sah sie ein Mädchen, verhüllt in weiße Gewänder. Neben ihr knieten eine alte Frau und ein alter Mann, die Eltern des Mädchens. Das Mädchen hielt beide Hände vor ihr Gesicht und die Tränen rannen wie Bäche über ihre Wangen. Die Eltern fielen in das Schluchzen ein, das kaum vom Tosen des Sturmes übertönt werden konnte. Hinter

ihnen stand ein Priester. Tokoyo fragte: „Warum seid ihr so traurig?“ Der Priester antwortete: „Jedes Jahr muss dem Meeresdrachen eine Jungfrau geopfert werden, damit er die Insel nicht mit einem gewaltigen Orkan zerstört.“

Tokoyo überlegte nicht lange. „Ich werde mit dir tauschen!“, sagte sie zu dem Mädchen. Ohne auf eine Antwort zu warten, zog sie den weißen Kimono der Jungfrau an, klemmte sich einen Dolch zwischen die Zähne und sprang in die brausenden Wellen. Sie stürzte in die grüne Tiefe. Sie konnte gut schwimmen und tauchen, hatte sie es doch von den Perlenfischerinnen in ihrer Heimat gelernt.

Sie tauchte bis zum Grund des Meeres. Dort fand sie den Eingang zu einer Höhle. Neben dem Eingang stand eine hölzerne Statue. Sie tastete das Standbild ab und erkannte: Es war das Ebenbild des Kaisers, der ihren Vater verbannt hatte.

Plötzlich aber schoss aus der Höhle ein riesiger Drache hervor, mit Klauen wie Dolche und leuchtenden Schuppen. Er kroch auf Tokoyo zu. Seine Augen blitzen und sein Schwanz schlug auf die Felsen, dass sie erzitterten. Tokoyo fürchtete sich nicht, sie packte den Dolch und hieb auf das Untier ein. Sie traf ein Auge des Drachen. Das Ungeheuer fauchte und brüllte vor Schmerz, Tokoyo aber stieß mit ihrem Dolch in das andere Auge und blendete so den Drachen. Der bäumte sich auf. Er konnte seine Angreiferin nicht mehr sehen, schoss ganz aus der Höhle heraus, peitschte mit seinem Schwanz den Boden und tappte blind in alle Richtungen. Tokoyo stieß zwölfmal in den gepanzerten Leib des Drachen, bis er tot zu Boden stürzte. Tokoyo nahm das hölzerne Standbild des Kaisers und stieß sich vom Meeresboden ab. Mit kräftigen Zügen schwamm sie nach oben.

Als die Menschen das Mädchen auftauchen sahen, streckten sie ihr die Hände entgegen und zogen sie aufs Land. Tokoyo aber schaute sich um. Wo war ihr Vater? Gemeinsam mit dem Priester, dem Mädchen und ihren Eltern lief sie über die Insel. Tokoyos Herz wurde schwer und schwerer, doch da sah sie ihn unter einem Maulbeerbaum liegen. Mit leiser Stimme sprach sie ihn an: „Vater, ich bin es, deine Tochter!“ Der Greis öffnete langsam die Augen und flüsterte: „Du?“ Da kniete sie sich neben ihn und strich mit ihren Fingern behutsam über seine Stirn. Währenddessen waren auch die anderen gekommen. Sie halfen dem Greis, sich aufzurichten und Vater und Tochter lagen sich lange in den Armen.

Tokoyo wurde mit ihrem Vater und ihrer Beute - dem Standbild - zum Herrscher der Insel gebracht. Als dieser hörte, was Tokoyo vollbracht hatte, bewunderte und lobte er die Tapferkeit des Mädchens. Dann sandte er einen Boten zum Kaiser, der von Tokoyos Heldentat berichtete und ihm das Standbild überreichte.

Vor vielen Jahren hatte ein gewaltiger Wirbelsturm das schwere Standbild wie die Frucht eines Gingkobaumes in die Luft geschleudert und vor der Insel Oki ins Meer versenkt. Noch am gleichen Tag befahl der Kaiser eine schwere Krankheit und seine Seele verdunkelte sich. Er wurde zu einem hartherzigen, gefürchteten Despoten.

Als er das Standbild nun wieder vor sich sah und in den Händen hielt, verschwand die Dunkelheit aus seinem Herzen, und sein Gesicht hellte sich auf. Er küsste das Standbild, und – welch ein Wunder - er war geheilt.

Voller Freude und Dankbarkeit ließ er Tokoyo und ihren Vater von der Dracheninsel holen und ehrte das Mädchen für ihren Mut. Er wusste: sie hatte nicht nur ihren Vater, sondern auch ihn gerettet.

Von dem Tag an regierte er voller Güte und Umsicht. Das Land gedieh und die Furcht floh aus den Herzen der Menschen, die sich nun jeden Tag aufs Neue über den Sonnenaufgang und über die Stille der Nacht freuten.

(Märchen aus Japan)



## Tepozton, der Göttersohn

Die Mexikaner erzählen, dass die Götter über den Wolken leben, auf dem Gipfel eines hohen Berges, der in seinem Inneren Feuer birgt. Sie haben viel Arbeit. Sie müssen zur bestimmten Zeit den Regen fallen lassen, damit das Korn wächst und die Frucht reift. Sie nehmen große Scheren, wie sie der Mensch zur Schafschur benutzt und schneiden damit die Winde ab, damit kein Sturm daraus wird. Sie entdecken immer neue Dinge und versuchen, den Menschen viel Nützliches beizubringen. Sie lehrten

die Mexikaner weben und Kleider nähen, Tische zimmern, Häuser bauen und Bergwerke schaffen. Aber wenn die Götter nichts zu tun haben, reiten sie in den Wolken umher oder verwandeln sich in Tiere, um zu sehen, wie Tiere sind und fühlen. Doch am liebsten spielen sie Ball. Sie haben sehr große Bälle und werfen sie von Berg zu Berg, über die höchsten Berge hinweg. Wenn sie müde sind, setzen sie sich auf die Berge und rauchen aus großen Pfeifen. Der Rauch steigt als Wolken auf.

Vor langer Zeit wurde ein Gott unruhig. Er war es müde, Ball zu spielen und auf den Wolken zu reiten. Er rauchte so viel, bis er Kopfweg bekam. „Was ist mit dir?“, fragten die anderen. „Willst du immer nur Ringe und Nebel in die Luft blasen?“ „Ich überlege“, sagte der Gott, „ich möchte einen Menschensohn haben.“ „Einen Menschensohn?“, riefen die Freunde, „hat man so etwas schon von einem Gott gehört? Er wird nur Unheil und Hindernis für uns sein.“ „Ich weiß“, sagte der Gott, „aber ich will doch auf die Welt hinuntergehen und dort einen Sohn haben.“ „Du wirst es bereuen“, sagten die anderen Götter.

Aber der junge Gott stieg voller Sehnsucht zur Erde nieder. Er verkleidete sich als Mensch und niemand bemerkte es. Jedermann sah nur einen jungen Mann in ihm.

Eines Tages stand er an einem Brunnen, um Wasser zu trinken. Da kam ein junges Mädchen und füllte ihm den Becher. Der Gott verliebte sich in sie und sie verliebte sich in ihn, und sie gingen miteinander weg. Nach einiger Zeit hatten sie einen Sohn und der Gott war sehr glücklich. Aber er konnte nicht auf Erden bleiben und mit seinem Sohn spielen. Er musste zurück in die Berge und Wolken, um auf das Wetter zu achten und auf die Ernte, damit die Leute auf Erden, und vor allem sein Sohn, nicht verhungerten. So sagte er dem Mädchen Lebewohl und ging von dannen. Aber auf der Stelle, wo er verschwunden war, sah das Mädchen einen glänzenden glatten Stein liegen. Er war nicht größer als eine kleine Pflanze. Sie nahm ihn auf, bohrte ein Loch

hinein und hing ihn um den Hals des Knaben. Dann brachte sie ihren Sohn nach Hause. Doch ihre Eltern wurden sehr böse. Sie wollten den kleinen Sohn töten. „Wer ist sein Vater?“, fragten sie, „ein Sohn ohne Vater hat kein Recht zu leben und auch dich werden wir strafen.“ Das Mädchen sagte: „Schaut, wie schön er ist.“ Aber der Vater sagte: „Ob schön oder nicht schön. Er muss sterben. Bring ihn weg, damit sie dich nicht steinigen.“

Da lief das Mädchen mit dem vaterlosen Kind in die Felder. Und als es dunkel wurde, legte sie es sorgfältig in den Kelch einer großen Magueypflanze und lief weinend nach Hause. Der Vater und die Mutter waren froh. „Er wird vor Hunger und Kälte sterben“, sagten sie zufrieden.

Am nächsten Morgen schlüpfte das Mädchen heimlich weg. Sie wollte sehen, wie es ihrem Sohn erging. Die großen Blätter der Pflanze hatten sich über ihm geschlossen. Sie hielten ihn warm, und er schlief. Aus einem Blatt aber träufelte eine süße warme Flüssigkeit in den Mund des Knaben. Das Mädchen herzte und küsste und spielte mit ihm bis zum Abend. Dann legte sie ihn in einen Ameisenhügel und ging weinend nach Hause.

Aber am nächsten Morgen fand sie ihn wieder wie am Vortag, über und über mit rosa Blättchen bedeckt, und die Ameisen schleppten immer neue Blätter herbei, um ihn zu schützen. Und sie brachten Honig, den sie ihm in den Mund träufelten. Das Mädchen aber fürchtete, dass ihre Eltern das vaterlose Kind töten könnten. So legte sie es in eine Holzkiste, schloss sie fest zu und warf sie in den Fluss. Hier wurde sie von der Strömung fortgetragen und verschwand.

An der Flussmündung wohnten ein Fischer und seine Frau. Als der Fischer die Kiste sah, fischte er sie aus der Strömung und trug sie heim. Als er die Kiste öffnete, überkam beide große Freude. Sie hatten sich schon lange ein Kind gewünscht. Nun hatte der Himmel ihren Wunsch erfüllt und ihnen einen Knaben zugetragen. „Wie wollen wir ihn nennen?“, fragten sie. „Er hat einen Bergkiesel an seinem Hals. Nennen wir ihn Tepozton, den Bergknaben.“

Der kleine Tepozton wuchs heran. Er war froh und glücklich mit seinen Pflegeeltern. Als er sieben Jahre alt war, schnitzte sein Vater ihm einen kleinen Pfeil und Bogen. Da rief Tepozton: „Nun werde ich euch hinfort ernähren und du musst nicht mehr fischen gehen, Vater.“ Der Fischer lachte. „Was willst du mit dem kleinen Bogen heimbringen, mein Sohn?“ „Ich kann alles schießen“, sagte Tepozton. „Nun gut“, sagte der Fischer. „So schieße die Wachtel über uns.“ Der Knabe steckte seinen Pfeil auf und zielte. Die Wachtel stürzte herab. „Gut“, sagte der Fischer. „Nun schieße den wilden Truthahn.“ Und abermals legte der Knabe den Pfeil auf, schoss und der Truthahn fiel zur Erde.

Von da an sorgte Tepozton für die beiden Alten. Den ganzen Tag blieb er fort und weilte lange Stunden allein in den Bergen. „Was tust du den ganzen Tag allein in den Bergen?“, fragte seine Mutter ihn und sie ahnte, dass er kein gewöhnlicher Mensch war. „Ich habe auf vieles zu warten“, sagte der Knabe und da fragte sie ihn nicht mehr. Ihre Ahnung ward bald Gewissheit.

Es gab so viele wilde Tiere in den Wäldern, aber sie konnten Tepozton nicht schaden. Wenn er vor einem Wolf stand, so sagte er nur: „Geh aus meinem Weg, kleiner Bruder.“ Er selber blieb stehen und sah den Wolf so ruhig und fest an, dass dieser seinen flackernden Blick abwandte und in die Wälder trottete.

So war Tepozton auch nicht erschrocken, als er von dem riesigen Ungeheuer hörte, das jedes Jahr sein Opfer haben musste. Jedes Jahr im Frühling suchte es sich eine andere Stadt aus und die Familien in der Stadt suchten Jemanden oder bestimmten durch Los, wer sich töten und fressen lassen musste. Andernfalls verwüstete das Ungeheuer die Stadt und fraß alle Menschen. So war es abgemacht seit langen Zeiten.

Als Tepozton sieben Jahre alt war, traf das Los seinen Pflegevater und als die Soldaten kamen, die ihn holen wollten, da trat Tepozton vor und sagte: „Nehmt lieber mich, ich bin jung und schmecke ihm besser.“ Zu dem alten Fischer aber sagte er: „Seid ohne Sorge. Mir kann nichts geschehen.“ Er fachte in der Ecke der Hütte ein Feuer an und sagte: „Wenn der Rauch weiß ist, so bin ich in Sicherheit. Wird er grau, bin ich in Gefahr. Wird er aber schwarz, dann bin ich tot.“

Er küsste seine Pflegeeltern zum Abschied und ging mit den Soldaten fort. Als sie über die Landstraßen wanderten, hob er kleine Glassplitter auf und steckte sie in seine Tasche. Das Glas stammte von dem Vulkan, auf dem sein Vater bei den Göttern wohnte. Es war sehr scharf und herrlich glänzend. Die Mexikaner machen sich Pfeilspitzen daraus, um ihre Feinde zu töten.

Als sie in den Palast des Ungeheuers kamen, schrie dieses sie an: „Wollt ihr mich mit einem so lächerlichen Kostbissen befriedigen?“ „Es war alles, was wir diesmal erreichen konnten“, sagte ein Soldat ängstlich. Tepozton verbeugte sich. „Ich bin klein, aber schmackhaft.“ „Wenn du mir nicht schmeckst“, rief das Ungeheuer, „so fresse ich alles im Umkreis von drei Meilen.“ Also setzten die Soldaten Tepozton in einen großen Topf voll heißem Wasser und deckten den Deckel darauf. Tepozton gab keinen Laut von sich. Das Ungeheuer, ein großer Drache, legte sich indessen zu einem Schläfchen nieder und wartete darauf, dass das Essen gar wurde.

Als der Drache erwachte, hob er den Deckel vom Topf und sah nach, ob sein Essen gar sei, doch anstelle des kleinen Knaben glotzte ihn ein wutschnaubender Tiger an. Rasch machte er den Topf wieder

zu und glaubte zu träumen. Er wartete abermals eine Weile. Da er aber immer hungriger wurde, hob er den Deckel zum zweiten Mal, und diesmal zischte eine große Schlange aus dem Topf hervor. „Ich muss noch immer träumen“, brummte er. „Es war doch ein kleiner Junge darin und er müsste längst gekocht sein. Ich will noch ein wenig warten.“ Er schlief wieder ein, und als er erwachte, war er so hungrig, dass er beschloss: „Was auch immer in dem Topf ist, ich werde es essen.“ Vorsichtig hob er den Deckel hoch. Da saß der kleine Junge rund und gesund und lachte ihn an. Der Drache war so hungrig, dass er nach ihm grapschte und ihn ungekocht in den Mund steckte.

Da wurde der Rauch in der Fischerhütte plötzlich grau, und die Fischersleute klagten und jammerten. „Hätten wir ihn doch nicht gehen lassen!“

Tepozton aber rutschte rasch die Kehle hinunter, sodass der Drache ihn nicht beißen konnte. Und als er im Magen war, nahm er ein Stück weißes Glas aus seiner Tasche. Er schnitt und schnitt, und nicht lange danach hatte er ein großes Loch in die Magenwand geschnitten. Das Ungeheuer hielt sich seinen Bauch. „Oh, hätte ich ihn doch nicht roh gegessen“, jaulte es. „Ich habe so schreckliche Magenschmerzen.“ Tepozton schnitt weiter. Er lachte und sang. „Oh, oh“, heulte das Ungeheuer. „Was bereitet mir dieser Knabe für Schmerzen!“

Schon war das Loch so groß, dass Tepozton das Tageslicht sah, und bald war die Öffnung so, dass er herauskriechen konnte. Das Ungeheuer schrie laut auf und fiel tot zu Boden. Der Rauch in der Fischerhütte wurde schneeweiß und die Fischersleute waren voll großer Freude, da sie den Knaben gerettet wussten.

Tepozton wurde zum König gekrönt und blieb im Palast des Ungeheuers leben. Er lehrte die Menschen viele nützliche Dinge. Wenn er Zeit hatte, ritt auch er auf den Wolken, spielte Ball mit den Göttern oder verwandelte sich in verschiedene Tiere, um sie zu verstehen. Aber am liebsten streifte er umher als armer Mann oder fremder Knabe und versuchte, den Menschen zu helfen und beizustehen, wenn sie in Not waren.

Einige erzählen, er lebe längst für immer in den Bergen über den Wolken, andere sagen, er sei noch auf Erden. Niemand kann es bestimmt sagen.

(Märchen aus Mexiko)